

Camphill: Gemeinschaften mit besonderen Menschen

von Stefan Siegel-Holz

Menschen mit einer kognitiven Einschränkung galten bis weit in das 20. Jahrhundert hinein allgemein entweder als bildungsunfähig oder aber als lebenslang auf Erziehung angewiesen. Es war der Arzt und Heilpädagoge Dr. Karl König, der ein bahnbrechend neues Konzept in der Behindertenhilfe entwarf, das seitdem in der Öffentlichkeit vielfach Beachtung fand: die „Camphill-Gemeinschaft“. Camphill war ein Ort in Schottland. Hier gründete 1940, mitten im Zweiten Weltkrieg, eine Gruppe von jungen jüdischen Geflüchteten um Karl König eine erste Gemeinschaft von Menschen mit und ohne Behinderungen.

Königs Idee war ebenso genial wie einleuchtend: Wenn es gelingen würde, geeignete Rahmenbedingungen zu schaffen, müsste es möglich sein, dass auch Menschen mit besonderen Hilfebedarfen umfassend am Leben eines Gemeinwesens teilnehmen und dieses mitgestalten. Das soziale Umfeld könne auf natürliche Weise therapeutisch wirken, wenn es grundlegenden Bedürfnissen entspricht: nach sozialer Einbindung, nach Wertschätzung, Selbstbestimmung, Herausforderung und Entwicklung. Gerade ein Erwachsener, der auf Hilfe angewiesen ist, braucht nach König Möglichkeiten, sich selbst einzubringen. Er will seinen Beitrag zum gesellschaftlichen Leben leisten, durch seine Arbeit Werte schaffen, die anderen zugute kommen und über die er Anerkennung erfahren kann. Der Erwachsene muss sich als Bürger eines Gemeinwesens mit Stimme und mit allen Rechten und Pflichten erleben. Er braucht freilich auch einen ihm gemäßen Schutzraum, wenn er den Herausforderungen des modernen Kapitalismus und Intellektualismus nicht gewachsen ist.

In drei wesentlichen Bereichen konkretisierte sich für König das gemeinsame Leben vor Ort: in Wohnen, Arbeit und Kultur. Damit war ein Konzept umfassender Inklusion und Normalisierung des Lebens von Menschen mit Behinderungen entworfen und wurde seit den 1950er-Jahren von Karl König und seinen Freunden konsequent umgesetzt. Der Erfolg der ersten ‚Camphill Dorfgemeinschaft‘ in Botton (England) verblüffte ihn selbst:

„Vom ersten Tag an war deutlich, daß das Dorfleben für die ‚Dörfler*innen‘ weder ungewöhnlich noch unzureichend war. Es war ihr Leben, und die ersten Dörfler*innen waren entschlossen, dieses Leben zu entwickeln. Überall in den Häusern, dem Stall, im Garten, im Feld und in den Werkstätten, in Kirche und Krankenhaus trugen sie dieses Leben mit wachsendem Verantwortungsgefühl und Bewusstsein. Ihr Pflichtbewusstsein wuchs gegen alle Erwartungen täglich. Am bemerkenswertesten aber war ihr Sinn für soziale Gerechtigkeit und das Verstehen des anderen. Sie halfen selbstverständlich dem schwächeren Bruder und trugen und ertrugen einander in einer moralisch bewundernswerten Weise“ (König bei Hans Müller-Wiedemann, Karl König, S. 300). Das klassische Dorf hielt König für die angemessenste Lebensform, ohne sie für die allein mögliche zu halten. Er maß Landwirtschaft und Landschaftspflege eine wichtige Bedeutung bei. Infrastruktur und soziale Beziehungen sind im Dorf überschaubarer und direkter als in der Stadt. Der Bedarf an Hilfe steigt mit zunehmender Komplexität und Anonymität der Lebensstrukturen.

Königs Gedanken waren konsequent: Keine Frage war für ihn das Zusammenleben von Männern und Frauen in einem Haus ebenso wie das Zusammenleben der Generationen. Dorfgemeinschaften dürften auf keinen Fall verkappte Anstalten oder Krankenhäuser sein, in denen die Bewohner als Patienten angesehen würden. Überhaupt betrachtete König Menschen mit Behinderungen nicht als Menschen mit Krankheiten, sondern mit besonderen Schicksalsgegebenheiten.

Ein derartiges Dorf müsste sich so weit wie möglich durch die wirtschaftlichen Erlöse aus der gemeinsamen Arbeit tragen. Die Bewohner*innen des Dorfes, ob mit oder ohne Behinderungen, müssten sich in Prozessen gegenseitigen Gebens und Nehmens ergänzen – ein Leben nicht nur für Menschen mit Behinderungen, sondern mit ihnen; ein Leben, in dem erfahrbar würde, dass alle im Gemeinwesen aufeinander angewiesen sind. Ein solcher sozialer Organismus bräuchte in erster Linie Bauern/Bäuerinnen, Handwerker*innen, Kaufleute und Geistliche, nicht aber Fachpersonal zur Behandlung betreuter Menschen.

König verneinte eine eindeutige Unterscheidung zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen, zwischen Helfern und Hilfebedürftigen. Vielmehr eröffnete sich für ihn eine neue Dimension im Ansehen des Menschen, wenn man ihn nicht in der vordergründigen Erscheinung belasse, sondern versuche, den dahinter liegenden Wesenskern zu erfassen. Das Behindertsein relativierte sich für König ohnehin durch den Blick weg von möglichen Defiziten hin zu den Kompetenzen des Betreffenden: Im Zusammenleben und -arbeiten scheinen neben den offensichtlichen Behinderungen eines Menschen ebenso seine Fähigkeiten, Begabungen, Talente auf.

Außerdem haben Menschen mit Behinderungen für Karl König einen besonderen Auftrag für die Menschengemeinschaft. Behinderte Menschen sind das soziale Gewissen einer Gesellschaft. Sie lehren uns die andere Seite des Lebens und den Umgang damit: die Auseinandersetzung mit Leid, Schmerz, Krankheit und Not. Sie lehren uns die Abhängigkeit voneinander und die Erlösung, die im Eintreten des einen für den anderen liegt. Menschen mit Behinderungen „sind nicht nur da, damit wir ihnen helfen, sondern sie sind da, damit uns durch sie geholfen wird. Es ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen.“ (König bei Müller-Wiedemann, S. 478). Damit erleben wir in der Begegnung mit Behinderung eine Korrektur des modernen Menschenbildes, wenn es Jugendlichkeit, Schönheit, Leistung und Materialismus verherrlicht. So sind behinderte Menschen für König auch Vorboten einer neuen, menschlicheren, solidarischen Gesellschaft. Gerade sie hätten die Mission, Menschen zur Besinnung zu bringen.

Von Mitarbeiter*innen in einer solchen Gemeinschaft erwartete König eine grundsätzliche Bereitschaft zur Schicksalsbeziehung mit den Menschen, mit denen er zusammenlebt; eine Bereitschaft zur permanenten Selbstschulung; eine Bereitschaft, sich auf Gemeinschaftsprozesse ohne jegliche Überheblichkeit den Schwächeren gegenüber einzulassen; eine Bereitschaft, dem anderen neben sich Raum zu geben; eine Bereitschaft schließlich, die Kategorien Arbeitszeit, Bezahlung, Freizeit, Privat- bzw. Familienleben und öffentliches Leben grundlegend neu zu überdenken.

Auf diese Weise kann eine Gemeinschaft zwischen Menschen in ihrer ganzen Verschiedenheit entstehen: von Menschen mit diversen Fähigkeiten und Unfähigkeiten, von Männern und Frauen, Familien und Alleinstehenden, Jungen und Alten, von Menschen verschiedener Natio-

nen, Kulturen und Religionen. Camphill war von Beginn an eine internationale Bewegung. Kern der Lebensgemeinschaft war für König die Hausgemeinschaft, das gemeinsame Dach über dem Kopf, die gemeinsame Verrichtung des Alltags mit der Zubereitung von Mahlzeiten, Putzen, Wäsche, Garten, den ganz praktischen alltäglichen Tätigkeiten.

König dachte akzentuiert, seine Arbeit war prägnant. Als er starb, hinterließ er kein ausgewogenes systematisches Werk. Es blieb den Nachfolger*innen überlassen, seine Ansätze weiterzuentwickeln und der jeweiligen Wirklichkeit anzupassen. So wurden im Laufe der Jahre zahlreiche Camphill-Gemeinschaften in Anlehnung an bzw. in Weiterführung von Karl Königs Impuls aufgebaut. Vor allem in der ersten Zeit waren diese Neugründungen gewaltige Leistungen ihrer Pioniere, oft ohne tragfähige wirtschaftliche Grundlage, ohne das Wissen heutiger Sonderpädagogik, mit enormem Idealismus gegen alle Widerstände. Zahlreiche Impulse aus der Anthroposophie wurden im Zusammenleben verwirklicht: in Kunst, Architektur, Medizin und Therapien, im Ansatz der sozialen Dreigliederung und in vielem mehr. Das Leben in den Gemeinschaften entwickelte eine starke Eigendynamik. Es entstand eine Tendenz zur Konzentration der Gemeinschaften auf die eigenen Lebensbezüge und schließlich – gegen Königs Intention – eine Neigung zur Isolation gegenüber gesellschaftlichen Bezügen.

Dieser sozialtherapeutische Impuls entwickelte eine Menge kreativer Ansätze, die Königs Ideen in unterschiedlicher Weise weiterführten. Stadtgemeinschaften, die gegründet wurden, hatten den Vorteil, dass die Teilnahme am allgemeinen gesellschaftlichen Leben unkomplizierter und selbstverständlicher war. Kleine Hofgemeinschaften auf der Grundlage eines landwirtschaftlichen Betriebs ermöglichten ein hohes Maß an Klarheit, Überschaubarkeit und Orientierung im Naturkreislauf. Werkgemeinschaften entstanden mit deutlicher örtlicher Trennung zwischen Lebens- und Arbeitsbereich.

Camphill-Gemeinschaften bemühen sich darum, eine Lebenswelt zu schaffen, die den jeweils eigenen Bedürfnissen, Möglichkeiten, Fähigkeiten und Schwierigkeiten entspricht; einen Raum zwischen Unterforderung (z.B. durch Versorgungsroutinen) und Überforderung (z.B. durch gesellschaftliche Unübersichtlichkeit und Anonymität). Eine Gemeinschaft muss dabei in der Lage sein, Polaritäten in sich zu vereinigen: Sie ist vom Menschen mit Behinderung gefragt als ein Ort, der Inklusion in die Gesellschaft fördert und zugleich als eine Art Schonraum innerhalb der Gesellschaft. Sie wird gebraucht als ein Raum der Selbstbestimmung wie auch des Getragenwerdens, als Ort der Teilhabe wie auch des Rückzugs.

Es braucht eine Gemeinschaft, in der es normal ist, sowohl Hilfe zu bekommen als auch zu helfen. Es braucht die Gemeinschaft als ein verlässliches Umfeld von sozialen Bezügen und Einrichtungen, von Abläufen und Ritualen, die der eigenen Individualität entsprechen, die als wertvoll erfahren werden und dem Leben Halt und Tiefe schenken. Es braucht schließlich eine Gemeinschaft, in der das Leben als verstehbar, handhabbar und als sinnvoll erlebt wird, um, so die Resilienzforschung, die Persönlichkeit zu stärken. Im besten Fall gelingt Begleitung in Gemeinschaft so, dass sie als ein Lebensort irgendwann zu einem Stück Heimat wird.

Adressen und Karte der europäischen Camphill-Gemeinschaften siehe Seite 539